

Geschichte sehen? – eine Besucherführung für Blinde im Rheinischen Industriemuseum Solingen

Susanne Wernsing



Landschaftsverband
Rheinland
Rheinisches Industrie-
museum Solingen
Merscheider Str. 289 – 297
42699 Solingen
Tel. (02 12) 23 24 10
Fax: (02 12) 32 04 29
e-Mail: d.langen@lvr.de
www.lvr.de

Öffnungszeiten
Di – So 10 – 17 Uhr,
Hammerbetrieb
Di – Sa 10 – 12 und
14 – 16 Uhr

Eine Projektbeschreibung zur Besucherführung für Blinde im Museum erlaubt verschiedene Schwerpunkte und Zugänge zum Thema. Man könnte sich darauf konzentrieren, das konkrete Angebot darzulegen, würde von »Blindenköffern«, Reliefkarten und ersten Führungserfahrungen sprechen und Kontaktadressen zu Blindenschulen und sonstigen Einrichtungen vermitteln. Gleichzeitig wird man aber über das allzu Praktische hinaus die grundlegende Frage nach der Zugänglichkeit von Museen für Behinderte und damit nach der Möglichkeit ihrer Teilhabe an Kultur und einem öffentlichen Leben stellen wollen. In diesem Zusammenhang ist auf die am 18. November 2000 im Römisch-Germanischen Museum in Köln durchgeführte 2. Fachtagung »Behinderte Besucher im Museum« und den programmatischen Vortrag von Andreas Fröhlich zu verweisen. Dabei geht es um eine notwendige kultur- und gesellschaftspolitische Diskussion, die Begriffe hinterfragt: Ist oder wird jemand behindert? Sollen Behinderte »integriert« werden – was von ihnen zu verlangen hieße, in einer Gruppe von »Normalen« aufzuge-

hen? Oder ist ihnen von den so genannten Normalen »Partizipation« zu ermöglichen? Dies geschähe mit der Maßgabe, ihr Aktivitätspotenzial zu erkennen und zu fördern, die gewohnt-gewöhnliche Wahrnehmung hingegen nur als eine der möglichen anzusehen. Ist jemand »beschädigt« und ist er wegen seiner Benachteiligung ausschließlich zu bemitleiden, oder sollte man zunächst seinen Berichten über ungewohnte Wahrnehmungsformen und -möglichkeiten Gehör schenken? Genau diesen Ansatz verfolgte eine Einheit in der 2000/2001 vom Deutschen Hygienemuseum in Dresden durchgeführten Ausstellung »Der (im)perfekte Mensch«.

Nehmen wir einen Zustand an, in dem die politische Diskussion darum, wer wen behindert, in fruchtbarer Weise geführt und an die Stelle von Kopf-tätschelndem Mitleid eine Haltung von Respekt vor anderen Wahrnehmungs- und Äußerungsformen getreten wäre. Ausstellungen wie jene in Dresden hätten bereits den Blick für Begriffe und Vorstellungen von der so genannten Normalität geschärft. Die Ausstattungsfrage

allein würde niemanden mehr beschäftigen, da die Museen mit Hinweisschildern in Großdruck oder Braille-Schrift, mit Rampen, Behindertentoiletten und Aufzügen ausgestattet wären. In diesem Moment – oder warum eigentlich erst dann? – würde deutlicher die besondere Vermittlungssituation hervortreten, in der man sich vor einem anderen als dem Standardpublikum befindet. Stärker würde man nun in einer anderen Richtung nachdenken: nämlich über die inhaltliche Seite der konstatierten Wahrnehmungsunterschiede und anschließend über die Gestalt von Ausstellungen und Museumsführungen.

Wie und was sieht und denkt ein Blinder, welche Geräusche nimmt ein Gehörloser wahr, welche Raumperspektiven eröffnen sich einem Rollstuhlfahrer? Die Antworten würde man mit denen Nicht-Behinderter bzw. seinen eigenen vergleichen und landete, bezogen auf den zu diskutierenden Fall, beim so genannten normalen Museumsbesucher. Allerspätestens jetzt würde der Besucher feststellen, dass sich in manchen Ausstellungen viele seiner Sinne langweilen, während ihm seine Augen sprachlich kodierte Informationen ins Gehirn übermitteln. Man erinnerte sich an Museumsbesuche, bei denen man nach der zehnten Ausstellungseinheit ungeduldig von einer beschrifteten Vitrine zur nächsten ging, und würde sich erneut fragen, ob schon das pure Herausziehen einer Schublade oder das Drücken eines Knopfes ein Tasterlebnis ist. Alternativ würde man an Ausstellungen denken, in denen die Räume nicht nur unterschiedliches Licht sondern unterschiedliches Klima besaßen, Böden schräg im Raum lagen und eigenes Gleichgewicht und Raumorientierung erschütterten, der Hauptanteil einer Installation aus einem Hörerlebnis bestand oder beim Schlendern durch einen Ausstellungsraum sich unterschiedliche Blickwinkel ergaben, die immer wieder neue Bilder entstehen ließen.

Kurz gesagt: Die Entwicklung von Besucherprogrammen für Sinnesbehinderte könnte über die Erkundung ihrer Wahrnehmung hinaus gehen und im besten Fall dazu führen, die eigene, gewohnte Haltung und die ihr entsprechenden Museumsarten und Ausstellungskonzeptionen

zu reflektieren. Die Frage wäre also nicht mehr allein, wie man das Recht aller auf Teilhabe am Museum umsetzt – und dabei möglicherweise abwägt, ob sich der Aufwand für die wenigen überhaupt lohnt. Vielmehr könnte man umgekehrt hoffen, dass sich die eigenen Wahrnehmungs- und Erlebensgewohnheiten ändern und daraus neue Bilder und Räume erwachsen.

Vorbereitungen

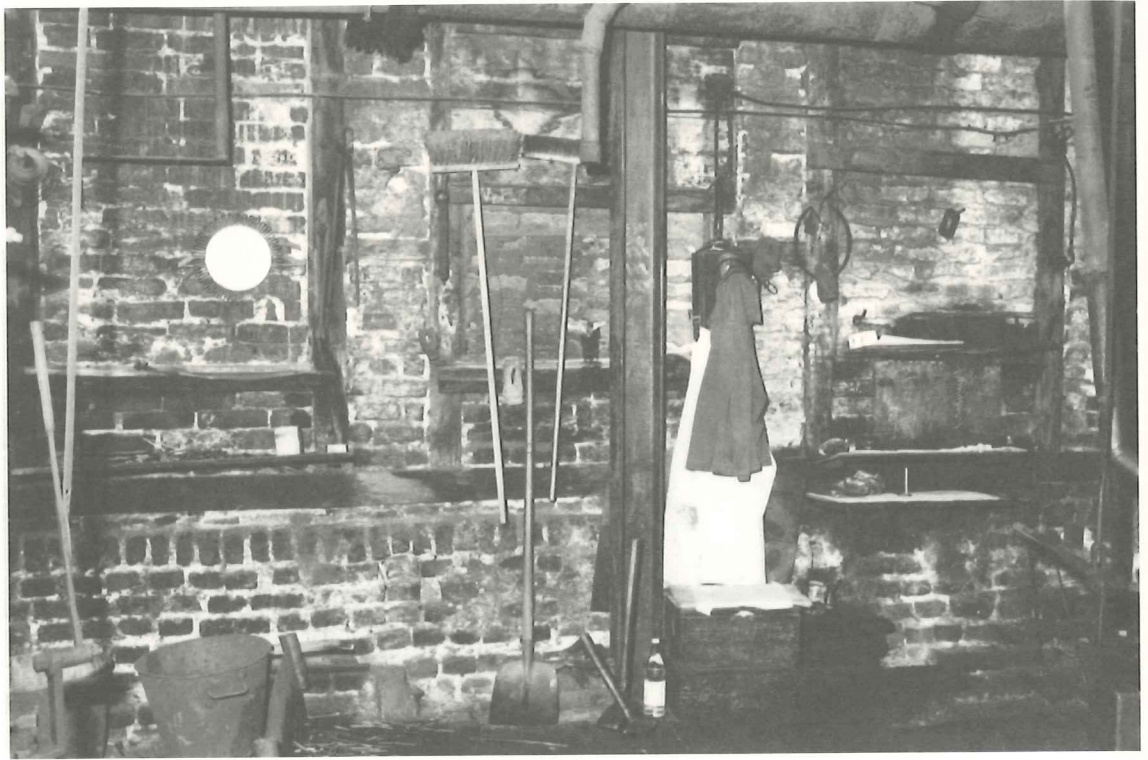
Noch bevor man sich den Wahrnehmungsweisen widmet, baut sich vielleicht aus der eigenen Angst, im Umgang mit Blinden Fehler und Unhöflichkeiten zu begehen, eine Hürde auf. Die Geschichten von den willenlos über die Straße gezerrten Blinden und von der schrecklichen Kränkung, als Blinder ständig mit den Worten »sehen, blicken, schauen« malträtiert zu werden, sind einem als Warnung oft vermittelt worden. Spricht man jedoch genau diese Unsicherheit bei einem ersten Treffen an und bittet um ständige Korrektur, wird man erfahren, welches Verhalten oder Sprechen Verletzungen verursacht. Wenn sich zwei Mitglieder des Solinger Blindenvereins also daraufhin beim Ertasten einer Storchenscheure anstoßen, und mehr als einmal sagen: »Guck mal, sieht die nicht schön aus!«, darf man das wohl als freundlichen Hinweis verstehen. Und wenn Schüler der vom Landschaftsverband Rheinland getragenen Blindenschule in Düren ihrem Direktor und Mathematiklehrer vor der Klausur versichern, er sähe mies aus heute, wirklich ganz mies und bleich, sei bestimmt krank und solle unbedingt nach Hause gehen; wenn andere im Pausenraum übereinander stolpern und dies mit dem Hinweis kommentieren, man sei leider sehbehindert, falls der andere das noch nicht bemerkt habe; wenn die fünf jungen Herren der Schulband das zweiköpfige Publikum bitten, zu »Knockin' On Heaven's Door« wie üblich die Feuerzeuge hochzuhalten, dann kann man sich über einen Mangel an Gelassenheit und Humor ihrerseits nicht beklagen. Überhaupt wird die Einsicht permanent bestärkt, dass blinde Menschen sicherlich blind, aber gleichzeitig – oder vielleicht vor allem – auch alt oder pubertierend oder rheinische Frohnaturen oder eben nicht sind.

Informationen über Blinden-Einrichtungen und Adressen von Blinden- und Sehbehindertenschulen in Nordrhein-Westfalen erhält man bei:

Landesverband NRW für Körper- und Mehrfachbehinderte e.V.
Brehmstraße 5 – 7
40239 Düsseldorf
Tel (02 11) 61 20 98
Fax (02 11) 61 39 72
e-Mail: lv-kmnrw@
mail.isis.de

Wichtige Hinweise – vom Gehen mit dem Blindenstock über Raumorientierung und Mobilität bis zu Hilfestellungen bei Fragen wie »Wie zeige ich einem Blinden den Stuhl, so dass er sich alleine hinsetzen kann?« – erhält man in Ratgebern, die von den lokalen Blindenvereinen ausgegeben werden.

Mein Dank gilt Frau Goetz und Frau Wincke vom Solinger Blindenverein und der Abschlussklasse 2001 der LVR-Blindenschule in Düren.



Wahrnehmungskorrekturen

Auf die gewohnte, nämlich auf das Auge fixierte Wahrnehmung wird man bei der Planung eines Blindenprojekts immer wieder gestoßen: Ein von Geburt an blinder Mensch wird einen bei der Beschreibung des Empfangsraums und dem Hinweis auf den dort aufgestellten Weihnachtsbaum höflich unterbrechen, da er womöglich nicht nur Helligkeitsreflexe wahrnehmen kann, sondern längst den Duft des Baumes registriert hat. Man selbst war vielleicht gerade soweit vorgestoßen, den öligen Geruch der Gesenkschmiede wahrzunehmen, hatte sich dem Baum dann aber ausschließlich mit den Augen gewidmet. Der eine blinde Besucher wird den Gebäudegrundriss zur besseren Orientierung schätzen, dem anderen ist »die Vogelperspektive völlig schnuppe«. Und das ruft ja eigentlich nur in Erinnerung, dass auch bei Sehenden das räumliche Vorstellungsvermögen und Sehen in unterschiedlichem Maße ausgebildet und beliebt ist.

Wirklich beeindruckend und ungeheuer lehrreich ist es, sich den arg strapazierten Sehsinn einmal entziehen zu lassen, im konkreten Fall: die Ausstellung »Dialog im Dunkeln« in der Hamburger Speicherstadt zu besuchen. In den vollkommen lichtlosen Räumen melden sich andere Sensoren zu Wort und berichten von Klimawechseln in den Räumen, von modrigen oder sogar trockenen Gerüchen, wechselnden Bodenbelägen, mit denen man innere Bilder von Orten assoziiert, von Geräuschen, durch die sich Räume durchmessen lassen. Die Unsicherheit in der Dunkelheit führt vor allem zu einer Reduktion

des eigenen Tempos und zu jener sensibleren Wahrnehmung. Es bleiben aber weiterhin: Erlebnisse eines Sehenden.

Weitere Impulse für eine Wahrnehmungskorrektur vermitteln auch die »performativen Ausstellungen«, die das Werkbund-Archiv/Museum der Dinge seit Beginn der 1980er Jahre im Berliner Martin-Gropius-Bau durchführt und deren Wirkung auf Besucherverhalten und -erleben ihr Initiator Eckhard Siepmann in der Juli-Ausgabe des Berliner *MuseumsJournals* wie folgt beschreibt: »Der Prozesshaftigkeit der Ausstellung entspricht eine Wahrnehmung-in-Bewegung, dem Umgebungshaften, Atmosphärischen die Wahrnehmung-mit-dem-ganzen-Körper. Die Ausrichtung eines Augenpaars auf ein Objekt wird abgelöst durch die Fühlungnahme aller Sinne eines Körpers-in-Bewegung mit einer auf die Inanspruchnahme aller Sinne ausgelegten prozessierenden Umgebung.« (Nr. III, 15. Jg., 2001, S. 10)

Projekt Museumsführung

Bei dem vom Landschaftsverband Rheinland getragenen Industriemuseum in Solingen, für das eine Museumsführung für blinde Besucher erarbeitet werden sollte, handelt es sich um eine ehemalige Gesenkschmiede, in der bis 1986 Scherenrohlinge hergestellt wurden – was zur Demonstration auch heute noch geschieht. Wie also lassen sich dieser Herstellungsprozess und die Produktionsstätten einem nicht sehenden Besucher »zeigen« und in den industriehistorischen Kontext stellen?

Bedenkt man die Kämpfe, die andere Museen führen müssen, um sich zur Freigabe von Tast-Originalen durchzuringen, und den Aufwand, Vitrinen häufig zu öffnen und wieder zu verschließen oder eine Anfass-Sammlung einzurichten, so ist ein Industriemuseum wie die Gesenkschmiede Hendrichs ein geradezu luxuriöses Objekt für eine Blindenführung. Hier betritt man eine geruchsgeladene, oft lärmende Fabrikhalle mit freistehenden Maschinen und Werkzeugen und wird eher feststellen, dass auch blinde Besucher keine Lust haben, ihre tastenden Finger ständig in Öl zu baden. Erfahrungen und Erleben erfolgen hier also bei allen Besuchern nicht allein über Sichtbares.

Da es in einer Gesenkschmiede naturgemäß laut ist, haben wir uns entschieden, zunächst eine ausführliche Einführung in einem lärmfreien Raum abseits der Maschinen zu geben. Dabei werden aus einem ›Blindenkoffer‹ Objekte – vom Spaltstück über verschiedene Zwischenprodukte bis hin zur montierten Schere – verteilt. Durch Ertasten können die Teilnehmer den Entstehungsprozess einer Schere in materieller Form nachvollziehen. Bewährt hat sich eine Gruppengröße von zehn Blinden bzw. Sehbehinderten plus Begleitung, da man für das Austeilen und Einsammeln der Objekte Zeit einkalkulieren muss. Überhaupt ist mehr Zeit für eine Blinden- als für eine Standardführung einzuplanen, da Erklärungen ausführlicher gegeben werden und auch die Fortbewegung im Museum nach einem anderen Tempo erfolgt. Um eine Raumorientierung im Gebäude zu ermöglichen, haben wir den Grundriss der Fabrik mit ihren einzelnen Funktionsräumen und den Entstehungsdaten als Reliefkarte plus Legende anfertigen lassen, die ebenfalls während der Führung verteilt werden. Diese Karte ist auch von Nutzen, um das Produktionsgefüge anhand der Räume erklären und die Firmengeschichte anhand der baulichen Erweiterungen aufzeigen zu können.

Wenn man daraufhin die Produktionsstätten aufsucht, können die diffusen Lärmquellen ange-

kündigt werden und sind für den Besucher lokalisierbar. Bei der Führung durch die Ausstellung wird man dann vor allem bemerken, dass die gewohnten Beschreibungsformeln nicht mehr greifen: Die eigene Sprache ist differenzierter einzusetzen, und Fachbegriffe wie »Gesenk« erklären sich nicht mehr durch Ansicht von alleine. Was eine »Storchenschere« ist, ist eben nicht mehr offensichtlich. Die Form der Scherenblätter muss mit Worten als Storchkörper identifiziert werden.

Andere Teile der Blindenführung verlaufen hingegen wie eine Standardführung. Die feinen Feilen des Werkzeugmachers wollen alle Besucher anfassen. Zudem gibt es in der Fabrik viele Bereiche, die gut zu ertasten sind. Die vom Werkzeugmacher geleistete Arbeit am Gesenk kann eben nicht nur gesehen, sondern auch mit den Fingerspitzen wahrgenommen werden.

Aufwand und Kosten waren bei diesem Projekt minimal. Die Blinden, die sich von dem Angebot angesprochen fühlen, besuchen meist in Gruppen das Museum. Da auch sonstige Besucher bei Führungen keine Texte lesen, ist es nicht erforderlich, an jedem Exponat Texttafeln in Brailleschrift anzubringen. Eher erscheint es sinnvoll, bestehende Führungsangebote umzuarbeiten, Reihenfolgen zu ändern, einige Exponate vorab zu präsentieren und andere speziell für die Führung sorgfältig auszuwählen. Bei der Beschreibung der Räume und Gegenstände ist es wichtig, Sprache sehr reflektiert zu benutzen und mehr als sonst zu überlegen, was das jeweilige Wort bewirkt, wenn das Objekt visuell nicht wahrgenommen werden kann. Vor allem sollte derjenige, der die Führung leitet, bereit sein, andere Perspektiven einzunehmen und andere Wahrnehmungsformen mitzudenken. Dabei könnte er bemerken, welches Erleben und welche Informationen dem auf die Augen fixierten Museumsbesucher vorenthalten bleiben. Ein solcher Perspektivenwechsel würde dann wiederum befördern, in anderer Weise über die Konzeption von Museen und Ausstellungen nachzudenken.

Die Fachtagung in Köln wurde am 18. November 2000 gemeinsam von der Arbeitsgemeinschaft »Behinderte Besucher im Museum« im Bundesverband Museumspädagogik e.V. und dem Landesverband NRW für Körper- und Mehrfachbehinderte e.V. durchgeführt. Die Ergebnisse der Tagung sind unter dem Titel »Barriere-Frei – Teilhabe von Menschen mit Behinderung im/am Museum« in *Standbein Spielbein. Museumspädagogik aktuell*, H. 59/2001 dokumentiert. Vgl. dort insbesondere: Andreas Fröhlich: *Partizipation am kulturellen Erbe für Menschen mit Behinderungen*, S. 2 – 5.

Susanne Wernsing M.A. ist wissenschaftliche Volontärin im Rheinischen Industriemuseum Solingen.

Museen im Rheinland

- | | | | |
|----|--|----|--|
| 3 | Die neue Schatzkammer des Kölner Domes
<i>Leonie Becks, Ingrid Bussenius, Rolf Lauer</i> | 16 | Geschichte sehen? – eine Besucherführung für Blinde im Rheinischen Industriemuseum Solingen
<i>Susanne Wernsing</i> |
| 10 | Schöne Neue Welt – Rheinländer erobern Amerika
Inszenierungen im Rheinischen Freilichtmuseum Kommern
<i>Kornelia Panek</i> | 20 | 12. Mai 2002:
Internationaler Museumstag |
| 13 | Museum Goch: Raum für künstlerische Visionen
<i>Stephan Mann</i> | 21 | Austausch |
| | | 22 | Kurznachrichten |
| | | 33 | Personalien |
| | | 35 | Neueröffnungen |
| | | 35 | Tagungen |
| | | 36 | Büchertisch |
| | | 41 | Ausstellungskalender |

